



DIE GEMEINSCHAFT
DER DOLCHE

MARIE LU

YOUNG
ELITES



DAS BÜNDNIS
DER ROSEN

MARIE LU

YOUNG
ELITES



DIE HERRSCHAFT
DER WEISEN WÖLFEN

MARIE LU

YOUNG
ELITES

wieder wagen wird, Hand an mich zu legen.« Sie kreisten ihn ein.

Halt, wollte ich schreien, trotz des seltsamen Hochgefühls, das mich plötzlich erfüllte. Halt, wartet.

Doch die Phantome beachteten mich gar nicht.

Mein Vater schrie und schlug panisch nach ihren knöchigen, ausgestreckten Fingern. Dann drehte er sich um und rannte los. Blindlings. Er prallte gegen sein Pferd und fiel in den Matsch. Das Pferd wieherte und rollte wild mit den Augen. Dann stieg es. Seine Vorderbeine schnellten durch die Luft ...

... und krachten schließlich mit ihrem ganzen Gewicht zurück nach unten. Genau auf die Brust meines Vaters.

Sein Geschrei brach jäh ab. Zuckungen schüttelten seinen Körper.

Augenblicklich verschwanden die Phantome, so als wären sie nie da gewesen.

Der Regen wurde wieder stärker, Blitze zerschnitten den Himmel und der Donner fuhr mir bis in die Knochen.

Das Pferd befreite seine Hufe aus dem zertrümmerten Brustkorb meines Vaters und zerstampfte seinen Körper dabei noch mehr. Dann warf es den Kopf zurück und stürmte durch den Regen davon.

Hitze und Kälte pulsierten abwechselnd durch meine Adern; alle meine Muskeln pochten. Zitternd und entgeistert lag ich dort im Schlamm und starrte voller Entsetzen auf die Leiche nur wenige Schritte von mir entfernt. Abgehackte Schluchzer schüttelten mich und meine Kopfhaut brannte wie Feuer. Blut rann mir über das Gesicht. Eisengeruch stieg mir in die Nase – ich konnte nicht sagen, ob er von meinen eigenen Wunden herrührte oder von denen meines Vaters. Ich wartete ab, darauf gefasst, dass die Phantome jederzeit wieder auftauchen und ihren Zorn diesmal gegen mich richten würden, doch es passierte nichts.

»Das wollte ich nicht«, flüsterte ich, ohne zu wissen, mit wem ich da eigentlich redete. Mein Blick huschte zu den Fenstern der umstehenden Häuser hoch, voller Angst, dass von überall Menschen zu mir herausstarrten, aber es war niemand zu sehen. Das Unwetter hatte mit seinem Lärm alles übertönt.

Ich wendete mich von der Leiche meines Vaters ab. Ich wollte nicht, dass es so kommt.

Aber das war gelogen. Selbst in jenem Moment war ich mir darüber im Klaren.

Seht ihr, wie sehr ich nach meinem Vater komme? Ich hatte jede Sekunde genossen.

»Das wollte ich nicht!«, schrie ich erneut, versuchte, die Stimmen in meinem Inneren zu ersticken. Doch meine Worte waren nichts als ein dünnes, klägliches Gewirr. »Ich wollte nur fliehen ... Ich wollte nur ... weg ... Ich ... ich wollte nicht ... Ich will nicht ...«

Ich weiß nicht, wie lange ich dort sitzen blieb. Alles, woran ich mich erinnere, ist, dass ich mich irgendwann schwankend erhob. Mit zitternden Fingern sammelte ich das verstreute Tafelsilber ein, band den Sack wieder zu und zog mich in den Sattel meines Hengstes. Dann ritt ich fort von dem Blutbad, das ich selbst angerichtet hatte. Ich ließ

meinen toten Vater im Schlamm liegen. Meine Flucht war so überstürzt, dass ich mich kein einziges Mal mehr fragte, ob mich vielleicht doch jemand aus einem Fenster beobachtet hatte.

Ich ritt tagelang. Auf dem Weg verkaufte ich mein gestohlenen Silber an einen freundlichen Wirtshausbesitzer, einen mitleidigen Bauern, einen warmherzigen Bäcker, bis sich meine kleine Börse mit Goldtalern gefüllt hatte, die mich zumindest bis zur nächsten Stadt bringen würden. Mein Ziel: Estenzia, die Hafenhauptstadt im Norden, das Juwel Kenettras, die Stadt der tausend Schiffe. Eine Stadt, die groß genug war, um Massen an Malfettos zu beherbergen. Dort würde ich bestimmt sicherer sein. Ich wäre so weit weg von allem – von meiner Heimat –, dass mich niemand je finden würde.

Doch am fünften Tag übermannte mich plötzlich die Erschöpfung – ich war schließlich keine Soldatin und hatte noch nie einen solchen Ritt unternommen. Und so brach ich völlig entkräftet vor dem Tor eines Bauernhauses zusammen.

Eine Frau fand mich. Sie trug ein sauberes braunes Gewand und ich erinnere mich an ihre mütterliche Wärme, die mich sogleich Vertrauen schöpfen ließ.

Ich streckte eine zitternde Hand nach ihr aus. »Bitte«, flüsterte ich durch aufgesprungene Lippen. »Ich brauche einen Platz, um mich auszuruhen.«

Die Frau hatte Mitleid mit mir. Sie nahm mein Gesicht in ihre glatten, kühlen Hände und betrachtete einen Moment lang meine Entstellungen. Dann nickte sie. »Komm mit mir, Kind.« Sie brachte mich auf den Dachboden ihrer Scheune, wo ich nach einem Mahl aus Brot und hartem Käse schlafen konnte. Im festen Vertrauen darauf, einen sicheren Zufluchtsort gefunden zu haben, sank ich bewusstlos ins Heu.

Am Morgen rüttelten mich grobe Hände wach.

Verschreckt blickte ich in die Gesichter zweier Soldaten der Inquisition, die gnadenlos auf mich herabstarrten. Ihre weißen Rüstungen und Mäntel waren mit Goldrändern versehen und ihre Mienen hart wie Stein. Die Friedenswächter des Königs. Sie hatten mich gefunden.

Verzweifelt versuchte ich, dieselbe Kraft heraufzubeschwören, die mich erfüllt hatte, kurz bevor mein Vater gestorben war, doch diesmal blieb der Energieschub aus, die Welt verfärbte sich nicht schwarz-weiß und es wuchsen keine Phantome aus der Erde empor.

Neben den Inquisitoren stand ein Mädchen. Einen Moment lang starrte ich sie bloß an, bevor ich glauben konnte, was ich sah.

Violetta. Meine kleine Schwester.

Sie sah aus, als hätte sie geweint, und dunkle Augenringe verunzierten ihr perfektes Gesicht. Auf ihrer Wange prangte ein dicker blauer Fleck.

»Ist das deine Schwester?«, wandte sich einer der Inquisitoren an sie.

Violetta blickte sie schweigend an, unwillig, die Frage zu bejahen – aber meine kleine Schwester war noch nie eine gute Lügnerin gewesen und die Antwort war ihr deutlich an

den Augen abzulesen.

Die Inquisitoren schoben sie beiseite und konzentrierten sich auf mich. »Adelina Amouteru«, verkündete einer von ihnen, während sie mich auf die Füße zerrten und mir die Hände straff vor dem Bauch fesselten. »Im Namen des Königs verhaften wir dich ...«

»Es war ein Unfall«, protestierte ich schwach, »der Regen, das Pferd –«

Doch die Inquisitoren hörten mir gar nicht zu. »... wegen des Mordes an deinem Vater, Sir Martino Amouteru.«

»Ihr habt versprochen, sie gehen zu lassen, wenn ich Euch helfe«, fauchte Violetta. »Ich schwöre, sie ist unschuldig!«

Die Männer hielten kurz inne, als meine Schwester meinen Arm ergriff. Mit Tränen in den Augen blickte sie mich an. »Es tut mir so leid, mi Adelinetta«, flüsterte sie verzweifelt. »Es tut mir so leid. Sie waren schon hinter dir her. Ich wollte sie nicht zu dir führen ...«

Aber genau das hast du getan. Ich wandte mich von ihr ab, umklammerte jedoch gleichzeitig unwillkürlich ihren Arm, bis die Inquisitoren uns mit Gewalt voneinander trennten. Ich wollte sie anflehen: Hilf mir. Du musst einen Weg finden. Aber ich brachte kein Wort heraus. Ich, ich, ich. Vielleicht war ich einfach genauso selbstsüchtig wie mein Vater.

Das ist nun Wochen her.

Jetzt wisst ihr, wie ich hier gelandet bin, an die Wand eines feuchten Verlieses gekettet, ohne Fenster, ohne Licht, ohne einen fairen Prozess, ohne eine Menschenseele, die sich um mich kümmert. Dies ist die Geschichte, wie ich zum ersten Mal meine Kräfte gespürt habe und nun mit dem Blut meines Vaters an den Händen meinem eigenen Ende entgegensehe. Nur sein Geist leistet mir Gesellschaft. Jedes Mal, wenn ich aus einem Fiebertraum erwache, sehe ich ihn in der Ecke meiner Zelle lauern und mich auslachen.

Du hast versucht, mir zu entkommen, sagt er dann, aber ich habe dich gefunden. Du hast verloren und ich habe gewonnen.

Ich sage ihm, wie froh ich darüber bin, dass er tot ist. Sage ihm, er soll mich in Ruhe lassen. Aber er bleibt.

Das alles spielt nun ohnehin keine Rolle mehr. Denn morgen früh werde ich sterben.

ENZO VALENCIANO

Die Taube kommt spät in der Nacht. Sie landet auf seiner Hand. Er kehrt dem Balkon den Rücken und trägt sie ins Zimmer. Dort bindet er die winzige Papierrolle von ihrem Bein los, streichelt ihr mit seinem blutbefleckten Handschuh über den Hals und liest die in hübscher, geschwungener Schrift verfasste Botschaft.

*Ich habe sie gefunden. Komm unverzüglich nach Dalia.
Dein treuer Kundschafter.*

Seine Miene zeigt keine Regung, als er die Nachricht zusammenfaltet und in seinen Armschutz schiebt. Nachts sind seine Augen nichts als Dunkelheit und Schatten.

Es ist Zeit zum Handeln.

Sie glauben, dass sie mir den Zutritt verwehren können. Aber wie viele Schlösser die Tür auch versperren – es gibt immer einen anderen Weg hinein.

Die Diebin, die die Sterne stahl von Tristan Chirsley

ADELINA AMOUTERU

Schritte auf dem Gang. Sie enden direkt vor meiner Zelle und ein Inquisitor schiebt eine Schale Mehlsuppe durch die Luke am unteren Ende der Tür. Sie schlittert geradewegs in eine dunkle Pfütze in der Ecke und ein Schwall schmutziges Wasser schwappt in mein Essen. Wenn man es denn als solches bezeichnen kann.

»Deine letzte Mahlzeit«, ruft er durch die Tür. Ich höre, dass er sich schon wieder entfernt, als er hinzufügt: »Lang schnell zu, Malfetto. Keine Stunde mehr, dann kommen wir dich holen.« Seine Schritte werden leiser und verklingen schließlich ganz.

In der Zelle neben meiner ertönt eine dünne Stimme. »Mädchen«, flüstert sie und mir läuft ein Schauer über den Rücken. »Mädchen.« Dann, als ich nicht antworte: »Ist es wahr? Sie sagen, dass du eine von ihnen bist. Eine Begabte.«

Stille.

»Und?«, fragt der Besitzer der Stimme. »Stimmt es?«

Ich schweige weiter.

Er lacht – es ist das Lachen eines Gefangenen, der schon so lange eingesperrt ist, dass sein Verstand zu verrotten begonnen hat. »Die Inquisitoren sagen, du hättest die Macht eines Dämons heraufbeschworen. Stimmt das? Hat das Blutfieber dich verdorben?« Seine Stimme summt ein paar Zeilen irgendeines Volkslieds, das ich nicht erkenne. »Vielleicht kannst du mich ja hier rausholen. Was meinst du? Wie wär's mit einem kleinen Ausbruch?« Wieder gehen seine Worte in heiserem Gelächter unter.

Ich ignoriere ihn so gut ich kann. Eine Begabte. Allein die Vorstellung ist so lächerlich, dass ich kurz davor bin, in das Lachen meines kranken Zellennachbarn mit einzufallen.

Und doch versuche ich abermals, jene seltsame Illusion aus der Nacht, in der mein Vater starb, zu entfesseln. Wieder gelingt es mir nicht.

Stunden verrinnen. Das heißt, eigentlich habe ich keine Ahnung, wie viel Zeit vergangen ist. Ich weiß nur, dass ich irgendwann die Schritte mehrerer Soldaten auf der engen Wendeltreppe höre. Das Geräusch nähert sich, bis es schließlich in das Knarzen eines Schlüssels im Schloss meiner Zellentür und das Quietschen rostiger Angeln übergeht.

Sie sind da.

Zwei Inquisitoren betreten meine Zelle. Ihre Gesichter sind im Schatten ihrer Kapuzen